

Quelle: Handelsblatt

© Verlagsgruppe Handelsblatt GmbH, Düsseldorf

LIBYEN Das Pflichtgefühl ist ein schlechter Ratgeber

Die Intervention gegen Gaddafi ist nicht so einfach, wie sie auf den ersten Blick aussieht. Wer reingeh, muss auch wissen, wann er rausgeht.

Josef Joffe

Krieg gegen Gaddafi? Ohne die Amerikaner ginge es nicht; die haben nicht nur das Gerät, sondern auch die Erfahrung. Ihren allerersten Krieg haben die USA gegen einen Vorgänger, den Bey von Tripolis, geführt - von 1801 bis 1815. Die Marineinfanterie singt noch immer "... to the shores of Tripoli!" Der Bey herrschte zwar nur über einen Piratenstaat, der westliche Schiffe kaperte und die Gefangenen gegen viel Lösegeld freiließ. Die Europäer hatten sich daran gewöhnt, die Amerikaner meuterten und entsandten ihre Flotte. Doch erst 14 Jahre später war der Spuk vorbei. Es ist also nicht einfach.

Heute ist wieder eine US-Flotte unterwegs. Deutsche Schiffe tummeln sich schon im Mittelmeer. Awacs-Flugzeuge kreisen vor der Küste. Die Nato brütet über Kriegspläne. Spezialkräfte sind gewiss schon in Libyen, um das Terrain zu erkunden und mit den Rebellen zu reden.

Rein oder nicht rein? Diesmal geht es nicht um Geld, Öl oder Machtgewinn. Es drängt der humanitäre Impuls, getrieben von Empörung und Verantwortungsgefühl. Auch von der Erinnerung an Ruanda und Bosnien. Aber die moralische Pflicht darf nicht alleiniger Ratgeber sein. Nach Afghanistan und Irak, nach zwei endlosen Kriegen, lautet die nächste Frage: Wie und wann wieder raus?

Die Antwort ist nicht so einfach, wie der Krieg gegen die Piratenkönige zeigt. Nur der erste Schritt ist leicht, sagen wir: die Lieferung von panzerbrechenden Waffen und Stinger-Raketen, die schon in Afghanistan die sowjetischen Flugzeuge vom Himmel holten. Ausbilder gehören mit dazu; vielleicht können das unsere neuen demokratischen Freunde in Arabien tun?

Die melden sich nicht. Dann der nächste Schritt, eine Flugverbotszone: Jede Gaddafi-MiG, jeder Kampfhubschrauber wird abgeschossen. Davon hat Gaddafi etwa 400. Aber erst muss seine Luftabwehr weg, rund 400 zum Teil recht clevere Raketen. "No-fly" heißt also Luftkrieg wie im Irak und in Serbien, der viele Wochen lang gedauert hat. Der Vorschlag des US-Senators Kerry, nur die Startbahnen zu zerkratzen, ist nicht ganz ausgereift: Löcher lassen sich über Nacht stopfen.

Und die Panzer, denen leichtbewaffnete Rebellen wenig antun können? Gaddafi hat 1 000, dazu noch einmal 1 000 im Depot. Also auch eine "No-drive-zone". Da trifft man unschuldige Busse oder Stadtteile, in denen sich die Kolosse verstecken. Vernünftigerweise zerschießt man auch die Treibstofflager oder gar die Raffinerien. Überhaupt: Wer den Feind wirklich lähmen will, sollte auch die Kommando- und

Kommunikationszentralen bombardieren. Noch besser: das gesamte Stromnetz, und schon ist richtiger Krieg da.

Und der geht weiter. Gaddafi und die ihm ergebenden Stämme im Westen wissen, was ihnen blüht, wenn die Ost-Stämme und die Revolutionäre siegen - nicht die Ferienvilla Mubaraks am Roten Meer oder Ben Alis Ausweichquartier in Saudi-Arabien. Also werden sie "bis zum Letzten kämpfen", wie der Oxford Libyen-Experte Jason Pack voraussagt. In diesem Fall hieße die moralische Pflicht "Bodenkrieg".

Fazit: Wer die erste Sprosse der Eskalationsleiter erklimmt, muss auch die letzte wollen und können. Ganz abgesehen davon, dass er für einen "richtigen" Krieg ein Mandat des Sicherheitsrates einholen muss, das die üblichen Verdächtigen - Moskau und Peking - verweigern werden. Die arabischen Freunde haben Gaddafi zwar aus der Liga geworfen; ansonsten aber schweigen sie beredt: Wen wird die Demokratisierung per Dynamit als Nächsten treffen?

Vielleicht ersehnt Gaddafi sogar die Intervention, zumal, wenn der Westen ohne Uno-Segen handelt. Dann könnte sich der Mörder zum Märtyrer aufplustern, zur Ikone einer Dritten Welt, die nun schon zum x-ten Mal von den Imperialisten unterjocht werde. Siehe den ägyptischen Diktator Nasser. der

**Quelle: Handelsblatt**

© Verlagsgruppe Handelsblatt GmbH, Düsseldorf

nach der Niederlage im Sechstagekrieg abdankte, um von Zehntausenden von Demonstranten - "Gamal, wir sind deine Soldaten!" - zurückgeholt zu werden.

Mag sein, dass wir Glück haben und der erste Schritt auch der letzte ist, weil die Revolutionäre keinen weiteren mehr brauchen. Aber Glück ist kein strategisches Konzept; wer Krieg beginnt, muss ihn auch gewinnen. Ihn in einem Anfall von "Schaunmermal" zu

beginnen, wie er sich in diesen Tagen anzukündigen scheint, geht gar nicht: mit Flottenaufmärschen, Awacs-Flügen und Nato-Planspielen. Am Anfang schickte Kennedy 11 000 Berater nach Südvietnam, fünf Jahre später waren es unter Johnson 500 000 Soldaten. Apropos Soldaten: Wer will die entsenden? Die USA, die schon zwei Kriege am Hals haben? Die Italiener und Franzosen, die solch prächtige Geschäfte mit Gaddafi gemacht haben? Die

friedfertigen Deutschen, die mit 7 000 Mann in Afghanistan schon "überdehnt" sind. Wer den Zweck will, muss auch die Mittel wollen. Und die Durchhaltekraft haben.

Der Autor ist Herausgeber der "Zeit".

Sie erreichen ihn unter:
gastautor@handelsblatt.com